



Jürgen Kaube

Die wollen doch nur spielen

Vom Rückzug des Streits aus der Wissenschaft

Wissenschaftliche Kontroversen sind ein gut untersuchtes Merkmal moderner Forschung. Von den höfisch-theologischen Konflikten Galileis und den Polemiken zwischen Newton, Leibniz und Hooke bis zum »Nibelungenstreit« in der deutschen Germanistik, den linguistischen Debatten über die Frage, ob Flaubert Französisch beherrschte, oder dem Streit zwischen Brouwer und Hilbert liegen eine ganze Reihe historischer Studien zu disziplinär prägenden Auseinandersetzungen vor. Unter dem Titel »Great Feuds. Ten of the liveliest disputes ever« (»in Science«, »in Medicine«, »in Mathematics«) existiert sogar eine kleine populärwissenschaftliche Serie mit Konfliktgeschichten, die von »Wallis versus Hobbes« und »Harvey versus Primrose« über »Kronecker versus Cantor« und »Wegener versus Everybody« bis zu »Gallo versus Montagnier« reicht.

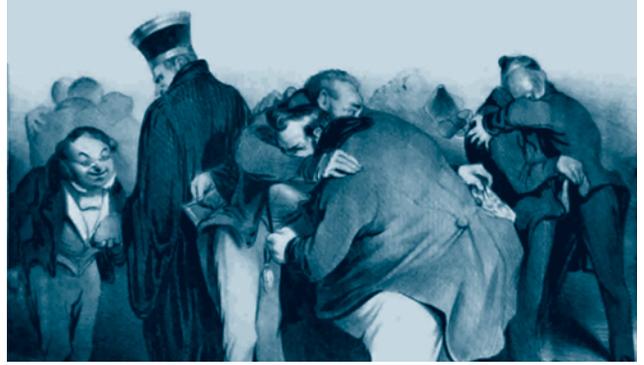
Man sieht: Konflikte sind unterhaltsam, was aber nicht heißt, dass sie um ihres Spannungswertes willen und einzig für die gebildete Öffentlichkeit geführt werden. Schon jene kurze Aufzählung zeigt, wie verschieden die Motive wissenschaftlichen Streits sein können: Dissens kann über die Priorität von Erkenntnissen entstehen, sich also aus der normalen Konkurrenz der Forscher ergeben; er kann über die Existenz von Funden und Befunden entstehen, über die Zulässigkeit von Interpretationen, über »Ansätze« oder über Teilchen und Wellen und Strings, also über Hypothesen.

Streit meint dabei stets erkennbar mehr als nur Negation, wie sie in der Wissenschaft ständig vorkommt, indem ein Befund Widerspruch hervorruft, ein Konzept abgelehnt oder ein Beitrag einfach nicht berücksichtigt wird. Zum Streit wird Negation erst, wenn sie (1) erwidert wird und auch die Erwidern nicht das letzte Wort bleibt, sondern sich ein lang andauerndes Hin und Her von Einreden ergibt, wenn sie (2) größere Zusammenhänge betrifft, im Extremfall die Legitimität einer ganzen Argumentation, einer Schule oder eines

Denkmusters, und wenn sie (3) auch Dritten nahelegt, Position zu beziehen und Partei zu werden. Ein Sonderfall dieses letzteren Merkmals ist die erwähnte Fähigkeit mancher wissenschaftlicher Kontroversen, sogar im nichtwissenschaftlichen Publikum Parteinahme zu organisieren. Es debattieren dann auf der Grundlage populärer Darstellungen auch interessierte Laien darüber, was von der Bell-Kurve, von Ernst Noltes Faschismusdeutung oder von der Klima-Skepsis zu halten ist.

Anhand jener Kriterien für Streit lassen sich einige Umstände identifizieren, die günstig für wissenschaftliche Kontroversen sind. So wird Streit wahrscheinlicher, wenn die Beteiligten nicht voneinander abhängig sind und ihr Engagement in der Rolle als Gegner nicht gebremst wird durch andere Rollenpflichten. Ein Wissenschaftssystem, das aus regional stabil abgegrenzten Segmenten besteht, ermöglicht beispielsweise Streit über diese Grenzen – etwa Nationengrenzen – hinweg, ohne dass die Streithämmel damit rechnen müssten, dem Widersacher außerhalb des Streits begegnen zu müssen. Leicht entstehen so auch Konflikte über Disziplinengrenzen hinweg, weil beispielsweise Hirnforscher, die philosophische Bewusstseinstheorien angreifen, keinerlei »Disziplinierung« durch die attackierten Forschungstraditionen unterliegen – und umgekehrt.

Eine andere Differenzierungsform, die Streit begünstigt, ist die von Zentrum und Peripherie. Teils mag dabei der Streit eine Abwehrreaktion des Zentrums, teils ein kalkulierter Angriff aus der Peripherie sein. Die Attacke, die 1965 Raymond Picard vom Französisch-Lehrstuhl der Sorbonne aus gegen die »nouvelle critique« und namentlich Roland Barthes ritt, und die Replik von Barthes sind ein Beispiel für einen solchen Kampf ums Zentrum. Wenn es so etwas wie ein disziplinäres Zentrum, eine Orthodoxie gibt, kann es sich nämlich besonders lohnen, mehr als eine Teilnegation zu wagen, weil ein Generalan-



griff im Zentrum selber, das mehr ist als eine Addition von Teilwahrheiten, einen dankbaren Gegenstand besitzt. Jede Form von klarer Ressourcenverteilung regt zu Konflikten an, denn wenn die Ressourcenverteilung klar ist, sind auch die denkbaren Erträge von Angriffen klar.

Der Existenz wissenschaftlicher Schulen korrespondiert häufig eine solche Ressourcenverteilung. Ihre Hochzeit hatte die Schulbildung im 19. und frühen 20. Jahrhundert, als den prospektiven Schülern seitens ihrer Schuloberhäupter verlässliche Karrieren angeboten werden konnten. Entsprechend traten viele Schulen konfliktfrei auf, was sich auch dann noch durchhält, wenn Schulbildung nurmehr punktuell erfolgt, etwa in Selbstbezeichnungen wie »Kritische Theorie« – im Unterschied zu allen anderen Theorien, die dann von vornherein als unkritisch angesprochen werden. Da ist dann Positivismusstreit oder Diskussion über die Sozialtechnologie geradezu zwangsläufig, sogar wenn sich auf der Gegenseite gar niemand von solchen Bezeichnungen angesprochen fühlt.

Schulbildung ist schließlich auch deshalb polemophil, weil ihr oft Entwürfe zur Integration ganzer Disziplinen zugrunde liegen. Die »Chicago School of Economics« beispielsweise hat für jeden Teilbereich der Wirtschaftswissenschaften (Finanzen, Industrie, Wachstum, Geld, Recht, Marktstruktur etc.) ein eigenes Forschungsprogramm ausgebildet, die »Konstanzer Schule« der Literaturwissenschaft für jede Epoche, jede Gattung, jede nationale Literaturtradition ihre Ansprüche erhoben. Dieser Wille zu einem einheitlichen, durchsystematisierten Argumentationsstil und zu ausgreifender Themenwahl gruppiert naturgemäß Gegnerschaften.

Geht man die erwähnten Merkmale, die wissenschaftliche Konflikte begünstigen, daraufhin durch, ob sie heute vorliegen, ergibt sich im Blick auf die Geistes- und Sozialwissenschaften ein gemischtes Bild.

Die Schulbildung ist rückläufig. Bei den sogenannten »Paradigmen«, die stattdessen wie Pilze – nämlich massenhaft, auf Licht nicht angewiesen und unbeweglich – aus dem Boden schießen, handelt es sich um ein anderes Muster. In den Geistes- und Sozialwissenschaften jedenfalls, aus denen die nun folgenden Beispiele stammen, dienen sie eher der Konfliktvermeidung. Wer in existierenden Zeitschriften eine Minderheitenposition einnimmt, gründet lieber eigene, anstatt sich in Polemik

zu üben. Schulen suchen Dominanz über zentrale Publikationsorte, Paradigmen führen ihrem Selbstverständnis nach dazu, dass sich die Vorstellung eines zentralen Publikationsortes auflöst. Schulen wollen recht haben, Paradigmen wollen ihre Ruhe haben. Konflikt lohnt sich für sie nicht, denn wie sollte man sich denn überhaupt mit den Fremden verständigen können? Der von Mary Douglas konstatierte »Bongo-Bongoismus« der Ethnologen – »das mag für deinen Stamm gelten, aber für meine Bongo-Bongo gilt es nicht« – ist fachübergreifend verbreitet. Ein Fall wie der des Soziologen Hartmut Esser, der sich in jedem seiner theoretischen Texte mit dem Nachweis der Irrigkeit von Systemtheorie abmüht, ist im Zeitalter der paradigmatischen Indifferenz, in dem wir leben, nachgerade rührend – dokumentiert aber auch keinen Konflikt, weil die Gegendarstellungen ausbleiben.

Was typisch ist: An Negationen aus den Paradigmen heraus mangelt es nicht. Neohegelianer lehnen Poststrukturalisten ab, Präsenzhermeneuten Begriffsgeschichtler, Sozialhistoriker Kulturhistoriker, Gläubige des Bourdieu Gläubige des Boudon und Philologen Körpersäftegermanisten. Es gibt mitunter sogar eigene Organe zur Pflege solcher Negationen, das berühmte *Rechtshistorische Journal* mit seiner Halsgerichtsbarkeit war eine solche Zeitschrift. Doch die Ablehnung verdichtet sich, zumindest außerhalb von Paris, nur in seltenen Fällen zur gemeinsamen Beteiligung an Kontroversen.

Das liegt vermutlich weniger an der abnehmenden Negationslust; in gewisser Hinsicht ist Indifferenz ja sogar brutaler als Streit. Was verblasst, scheint vielmehr die Vorstellung von einer Instanz, vor der Konflikte ausgetragen werden könnten und müssten. Innerwissenschaftlich sorgt Spezialisierung dafür, dass die Negationen nicht Konfliktstärke erreichen, und Paradigmatisierung sorgt dafür, dass grundsätzlicher Dissens gewissermaßen durch Segmentbildung befriedet wird.

Dem folgt der Negationsstil. In den Fußnoten nehmen Wendungen wie »irrig Halmackenreuther 1999« oder »völlig argumentfrei Klein 2010« deutlich ab. Man rechnet offenbar nicht mit Dritten, deren Zustimmung gewonnen werden müsste oder könnte. Der oft beobachtete Mangel an Standards und artikuliertem Bewusstsein von Standards in den Geisteswissenschaften zeigt hier neben seinen sachlichen Folgen auch eine soziale. Als Durchschnittsleser werden kognitive Landsleute unterstellt. Man rechnet, mit anderen Worten, nicht mit viel intel-



lektueller Gemeinsamkeit diesseits des Streits. Als irgendjemand einmal notierte, dass so entgegengesetzt denkende Köpfe wie Adorno, Gehlen, Schelsky und René König sich doch über den Idealismus von Fichte hätten vergleichsweise einfach verständigen können, berührte das diesen Punkt: Konflikt lebt von Konsens.

Und er lebt davon, dass den Publikationen überhaupt diskursive Bedeutung zugemessen wird. Das Gros der Aufsätze in den Geisteswissenschaften aber wird realistisch gar nicht geschrieben, um gelesen zu werden, sondern um geschrieben worden zu sein. Sein Zielort ist nicht der Schreibtisch des anderen Forschers, sondern die eigene Publikationsliste. Das greift sogar auf die wissenschaftliche Interaktion über, wenn bei den Jahrestagungen fast aller Fachgesellschaften so viele Beiträge zugelassen werden, dass kaum ein einziger noch diskutiert werden kann. Niemand verspricht sich mehr viel von Einreden.

Eine andere als die intellektuelle Gemeinsamkeit wird hingegen stark berücksichtigt: die des wechselseitigen Angewiesenseins auf Wohlwollen bei Entscheidungen über Ressourcen. Je weniger Disziplinen von einigen wenigen zentralen Orten aus dominiert werden, desto unwahrscheinlicher wird scharfes Auftreten. Gruppenforschung und Gutachterwesen sorgen ebenfalls für einen maßvollen Umgang miteinander. Man lebt tauschförmig. Das nach wie vor gängige Urteil, bei den anderen handele es sich um »Knödelhirne« (Graf Chojnicki), verbleibt dann im engeren Kreis der informellen Kommunikation. Die Wissenschaftler begegnen einander ständig in anderen Rollen und nehmen Rücksicht darauf. Und weil sie das wissen, wissen sie auch, dass Unterstützung durch Dritte in forcierten Konflikten nicht leicht zu bekommen ist.

Ein Indiz dafür ist schließlich auch, dass zwar Paradigmen über Fächergrenzen hinweg ex- und importiert werden, aber nicht zwangsläufig auch ihre Konflikte. Die Debatten über Soziobiologie etwa werden in Fächern nicht nachgeholt, in denen Modelle der Verhaltensforschung oder Anregungen der Evolutionstheorie inzwischen zur Deutung ästhetischer Produktion eingesetzt werden. Man knüpft nicht an den Stand einer Debatte an, sondern an den Modellwert eines »Ansatzes«. Oder ein anderes Beispiel: Wenn sich – weil es ja von allem eine Bindestrich-Germanistik gibt – auch eine Luhmann-Germanistik und schon länger eine Kritische-Theorie-Germanistik etabliert haben, gibt es trotzdem keinen

Luhmann-Habermas-Streit in der Germanistik, die jeweiligen Beiträge werden nicht einmal polemisch verfasst. Mit anderen Worten: Wenn Theorien nicht mehr als Theorien, sondern als Paradigmen verarbeitet werden, wird nicht mitrezipiert, was sie ausschließen, sondern nur noch, was sie ermöglichen: alles noch einmal »mit« dem Helden des Paradigmas (also »mit Luhmann«, »mit Butler«, »mit Agamben« etc.) zu lesen. In zerstörerischer Absicht zu forschen, wie es Gaston Bachelard einst als Erkennungsmerkmal von Wissenschaft bezeichnete, »gegen« vorhandene Theorien zu lesen, weil sie Irrtümer repräsentieren, ist nicht en vogue. Es werden gewissermaßen das Dagegensein – denn natürlich hält man nicht viel voneinander – und das Zusammensein kombiniert. Wenn noch gestritten wird, dann mit moralischem Aplomb vor dem allgemeinen Publikum und ohne Erkenntnisabsichten, wofür Konfliktparodien wie der Historikerstreit oder, fast unüberbietbar, die Rauferei »Honneth und alle anderen Frankfurter gegen Peter Sloterdijk« auf allen Seiten hinreichend illustrativ sind.